

Rezensionen

Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Staatsbibliothek. Hrsg. von Rupert Hacker. München: Saur 2000. 410 S. (Bayerische Staatsbibliothek; Bd. 1) DM 148.00 – ISBN 3-598-24060-0

Über die Bayerische Staatsbibliothek, insbesondere ihre Stellung, Aufgaben und Arbeitsweise, ihre Arbeitsergebnisse, ihre Bestände und ihre Geschichte gibt es eine umfängliche Literatur. Die „Bibliographie zur Geschichte der Bibliotheken in Bayern“¹ zählt 767 und die Auswahlbibliographie im „Handbuch der historischen Buchbestände“² 304 Veröffentlichungen. Rupert Hacker stellt in der Einleitung zu dem vorliegenden Band fest, daß sich die meisten Publikationen „allerdings auf einzelne Aspekte der Bibliothek und der Bibliotheksarbeit, auf bestimmte Aufgabenbereiche, Sondersammlungen, Bestandsgruppen oder Einzelwerke“ beziehen. „Weniger zahlreich sind die Veröffentlichungen, die einen längeren Zeitabschnitt oder einen wichtigen Entwicklungsprozess in der Geschichte der Staatsbibliothek aufgrund der Quellen umfassend darstellen.“ (S. 9)

So fehlt für diese große deutsche Einrichtung anders als für viele andere Bibliotheken mit einer solchen Geschichte und Stellung eine umfassende, den heutigen wissenschaftlichen Erfordernissen entsprechende Gesamtgeschichte. Als Vorstufe dazu will die vorliegende Sammlung von 14 chronologisch geordneten Beiträgen dienen, die als Aufsätze zwischen 1914 und 1996 in Zeitschriften und Sammelwerken oder als Teile größerer Werke erstmals veröffentlicht wurden. Sie enthalten entweder fundierte Darstellungen einzelner Zeiträume oder eingehende Untersuchungen wichtiger Vorgänge.

Der Band beginnt mit zwei Beiträgen, die der Herausgeber unter die Kapitelüberschrift „Gründung und Frühzeit“ gestellt hat: Otto Hartigs klassische Darstellung der Gründung der Hofbibliothek und Rupert Hackers Beschreibung der Bibliothek in der wechselvollen ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Maximilian I. und Wolf Bachmanns Untersuchung des Verhältnisses der Bibliothek zur Akademie der Wissenschaften unter der Kapitelüberschrift „Hofbibliothek und Akademie der Wissenschaften“. Das folgende, das umfassendste Kapitel des Buches, „Die Säkularisation und ihre Folgen“, behandelt die „heroische Epoche“ der Bibliothek nach der Säkularisation von 1803 mit Beiträgen von Paul Ruf, Adolf Hilsenbeck, Hans Striedl und Georg Leyh. Im Mittelpunkt steht die Bewältigung der Büchermassen durch Neuordnung und Verzeichnung unter besonderer Berücksichtigung der Verdienste von Martin Schrettinger und Andreas Schmeller.

In drei umfassenden Beiträgen wird die wechselvolle Geschichte der Bibliothek in der „Weimarer Republik und NS-Zeit“ durch Rupert Hacker, Fridolin Dressler und Hans Halm beschrieben.

Dem „Wiederaufbau und Neubeginn“ ist ein Beitrag von Heinrich Middendorf über die zwanzigjährige Nachkriegs- und Wiederaufbauphase von 1945 bis 1964 gewidmet.

Unter der Überschrift „Gebäude und Betrieb“ verbirgt sich ein Überblick über die Geschichte des Gebäudes in der Münchner Ludwigstraße von Franz Pointner aus dem Jahre 1983.

„Bestandsentwicklung“ nennt sich das abschließende Kapitel, in dem Rupert Hacker die „Bestandsgeschichte der Bayerischen Staatsbibliothek“ beschreibt.

Der Einschätzung von Rupert Hacker kann der Rezensent uneingeschränkt zustimmen: Die Geschichte der Hof- und Staatsbibliothek nach dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts ist nur unzureichend erforscht, „deshalb muß für die Folgezeit eine knappe Übersicht genügen“ (S. 10).

In diesem Band sind viele nur noch schwer zugängliche bibliothekshistorische Arbeiten im Text unverändert wiederabgedruckt, einige wenige erläuternde Zusätze sind in eckigen Klammern in den Text eingefügt, Druckfehler und irrige Namensschreibungen wurden berichtigt, auf die den Originalbeiträgen beigegebenen Abbildungen mußte leider verzichtet werden. Es ist zu neudeutsch ein „Reader“ im besten Sinn des Wortes – also Auszüge aus der wissenschaftlichen Literatur und verbindendem Text. Mit diesem Band eröffnet die Bayerische Staatsbibliothek eine neue Schriftenreihe, die wertvolle Quellen zur Geschichte der Bibliothek, Kataloge von herausragenden Sonderbeständen und Veröffentlichungen zu betriebswirtschaftlichen Fragestellungen enthalten soll (Hermann Leskien, S. 7). Es bleibt zu hoffen, daß sich darin eines nicht allzu fernen Tages auch eine Geschichte der Bayerischen Staatsbibliothek aus einem Guß befindet.

Der erste Band ist von bester Qualität. Das betrifft die Auswahl der Beiträge, die Typographie, die buchbinderische Verarbeitung und die informationsgerechte Erschließung (Inhaltsverzeichnis, Vorwort, Einleitung, Verzeichnis der Abkürzungen, bibliographische Nachweise, Personenregister). Der Band knüpft damit an die Festschrift für Franz Georg Kaltwasser aus dem Jahre 1992 an, die „Die Bayerische Staatsbibliothek in historischen Beschreibungen“³ enthielt.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. em. Dr. Dieter Schmidmaier
Ostendorfstraße 50
D-12557 Berlin

- 1 Buzas, Ladislaus; Dressler, Fridolin: Bibliographie zur Geschichte der Bibliotheken in Bayern. München 1986. IX, 350 S. Vgl. auch die Rez. von M. Schenkel, in: Bibliothek 12 (1982) S. 105-106.
- 2 Hacker, Rupert: Bayerische Staatsbibliothek. In: Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland. Band 10. Hildesheim 1996. S. 100-112.
- 3 Die Bayerische Staatsbibliothek in historischen Beschreibungen. Auswahl und Kommentierung der Texte: Klaus Haller; Auswahl der Abbildungen und Liste der Zimelien: Klaus Dachs; Übersetzungen und Register: Claudia Fabian. München 1992. 227 S.

Georg Büchner: *Woyzeck*. Faksimile, Transkription, Emendation und Lesetext. Buch- und CD-Rom Ausgabe. Hrsg. v. Enrico De Angelis. München: Saur, 2000. 289 S. DM 88.00 – ISBN 3-598-11457-5

Büchners *Woyzeck* kennt man. Mit der Hauptfigur aus den unteren Volksschichten, einem Soldaten und Barbier, der, kaum zurechnungsfähig, seine Geliebte aus Eifersucht tötet und den sein Arzt als Objekt für medizinische Versuche benutzt, mit der durch Dialekt und Soziolekt gefärbten Sprache und der an Shakespeare und den Sturm und Drang anschließenden Szenentechnik hält das erschütternde Trauerspiel als Beginn des sozialen Dramas eine feste Position in der Geschichte der deutschen Literatur. Hauptmann, Wedekind und Brecht ließen sich ebenso von *Woyzeck* anregen wie die Dramenautoren des Expressionismus; Alban Berg schrieb mit seiner Opernbearbeitung („*Wozzeck*“) Musikgeschichte. In Schule und Universität zählt *Woyzeck* heute zu den meiststudierten Werken der Weltliteratur.

Und doch gibt es wohl kein zweites Drama dieses Ranges, das schon auf der Ebene der bloßen Textrekonstruktion derartig gravierende Probleme aufwirft. Wir erinnern uns: Eine Typhusinfektion raffte Büchner 1837 im Alter von nur 23 Jahren im Schweizer Exil dahin; *Woyzeck* konnte er nicht mehr veröffentlichen, ja, nicht einmal mehr fertigstellen. In seinem Nachlass fanden sich handschriftliche Entwürfe von Szenen und Szenenfolgen aus verschiedenen Arbeitsphasen. Vierzig Jahre nach Büchners Tod brachte Karl Emil Franzos Büchners Drama unter dem Titel *Wozzeck. Ein Trauerspiel-Fragment* heraus. Außer im Titel enthielt dieser Erstdruck auch sonst noch eine ganze Reihe von Lesefehlern, daneben Auslassungen und Ergänzungen des Herausgebers. Aber in dieser Fassung von 1878 wurde *Woyzeck* bekannt. Gründlichere textkritische Forschungen setzten erst in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein. Seit den sechziger Jahren ist Büchners Dramentext beständig Gegenstand kontroverser Debatten; die vorliegende Faksimile-Ausgabe von Enrico De Angelis ist dazu der vorerst letzte Beitrag.

Die Kontroversen über die *Woyzeck*-Fragmente kreisen um zwei Hauptprobleme: Erst das zweite davon ist die Rekonstruktion eines les- und spielbaren Textes, der sich mit hinreichendem Recht als Büchners Drama bezeichnen lässt. Erhalten sind vier Szenengruppen, die seit der historisch-kritischen Ausgabe von Werner R. Lehmann (München: Hanser, 1974) üblicherweise mit den Siglen H1, H2, H3 und H4 bezeichnet werden. H1 und H2 hat Büchner auf fünf Foliobogen niedergeschrieben, H3 besteht nur aus zwei Einzelszenen, die auf einem losen Quartblatt notiert sind, die Szenenfolge H4 findet sich in drei Quartheften. Es herrscht in der Forschung Übereinstimmung darüber, dass H4 als jüngste Überarbeitungsstufe anzusehen ist. In den Quartheften hat Büchner nämlich nur wenige Szenen völlig neu konzipiert; die meisten sind überarbeitete Versionen aus H1 bis H3, die hier in neuer Reihenfolge niedergeschrieben sind. In einigen, aber nicht in allen Fällen hat Büchner die ältere Version einer Szene in den älteren Handschriften nach der Überarbeitung durchgestrichen. Auch H4 ist jedoch noch keine fertige Reinschrift: Manche Szenen sind noch gar nicht ausgeführt. Hier hat Büchner nur eine Überschrift notiert und für die Dialoge Platz auf dem Papier gelassen. Ganz un-

klar schließlich ist der Schluss des Dramas. In der Veröffentlichungsgeschichte des *Woyzeck* wurden diverse Möglichkeiten für Szenenreihenfolge und Schluss vorgeschlagen und diskutiert; inzwischen ist man sich einig, dass sich eine letztgültige Fassung auf philologischem Wege nicht herstellen lässt – am wenigsten: eine von der sich sagen ließe, sie sei so von Büchner intendiert.

An der Lösung dieses zweiten Hauptproblems beteiligt sich De Angelis denn auch nicht, sondern konzentriert sich ganz auf das erste, grundlegendere, nämlich auf die Entzifferung von Büchners Handschrift. Büchner schreibt mit Tinte in deutscher Kurrentschrift und fügt nur zuweilen einzelne Wörter oder Buchstaben in lateinischer Schrift ein. Seine Schriftzüge sind klein, oft geradezu winzig. Zudem handelt es sich bei den Manuskripten um Konzepte aus dem Arbeitsprozess mit vielen Streichungen, Verbesserungen und Randnotizen, deren Zuordnung zum Text nicht immer klar ist. Insgesamt wirkt Büchners Schriftbild alles andere als sauber und einheitlich. Außerdem ist die Tinte im Laufe der Zeit und wohl auch durch eine chemische Behandlung im 19. Jahrhundert an vielen Stellen sehr verblasst, so dass alle auf der Basis der Handschriften bislang veröffentlichten *Woyzeck*-Versionen in vielen Einzelentscheidungen als unsicher gelten.

Das hatte bereits vor zwanzig Jahren Gerhard Schmid veranlasst, Büchners im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar aufbewahrte Handschriften als Faksimile zu edieren – *Woyzeck. Faksimileausgabe der Handschriften* – und eine reich kommentierte Transkription mit umfangreichem Lesartenverzeichnis beizugeben (Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag, 1981). Was die Qualität der Faksimiles betrifft, so wird man dieser älteren Ausgabe den Vorzug geben. Sie bringt die Handschriften in Originalgröße in einem Farbdruckverfahren auf Spezialpapier. Der Saur-Verlag druckt dagegen schwarz-weiß auf Normalpapier und verkleinert dabei die Foliobögen, so dass die Entzifferung in De Angelis' Ausgabe eher schwieriger wird. Wozu also der ganze Aufwand? Nur um die bekannten Leseprobleme erneut zu diskutieren?

Der Nutzen für die Büchner-Philologie erschließt sich noch kaum von der gedruckten Version, sondern erst vom neuen Medium her, von der beigegebenen CD-ROM. Sie bietet den gesamten Inhalt der Edition – Einleitung des Herausgebers, Galerie mit Büchners Randzeichnungen nebst Porträts der damit wohl karikierten Gelehrten, Faksimiles mit Transkription und Kommentar, Emendation und Lesetext – noch einmal, sodann aber einige zusätzliche Möglichkeiten, die vor allem die Transkriptions- und Emendationsentscheidungen besser nachvollziehbar und leichter überprüfbar machen. So kann mit Hilfe der übersichtlich bedienbaren Software („Adobe Acrobat Reader 4.0“) jede Textstelle auf dem Bildschirm bis auf 1 600 % vergrößert und Büchners Handschrift auf diese Weise in den Details nachvollzogen werden. Das ist nicht nur innerhalb der Faksimiles hilfreich, sondern auch im Kommentar zur Transkription, weil De Angelis hier die diskutierten Wörter und Schriftzüge erneut abdruckt und in besonders problematischen Fällen und soweit verfügbar zu alternativen Lesarten Schriftproben von Büchners Hand zum Vergleich daneben setzt. So scheint zum Beispiel die Entscheidung plausibel, daß der „Marktschrei[er] vor ei-

ner Bude“ (Foliobogen 1, 1^r, Zeile 4f.) nicht „So bist brav.“ sagt, wie die seit Schmidts Transkription erschienenen Ausgaben drucken, sondern wohl wirklich: „So bist baron.“ Die zahlreichen Unterschiede zwischen der Schmidtschen und der neuen Transkription sind auf der CD-ROM (aber nicht im Buch) zudem farbig gekennzeichnet: Seine neuen Lesarten setzt De Angelis grün, verworfene Schmidtsche Lesarten sind dagegen in roten, durchgestrichenen Buchstaben eingefügt.

Im emendierten Text geht der Herausgeber sehr behutsam vor und behält Büchners Schreibgewohnheiten in aller Regel bei; in die Interpunktion greift er ein, wenn sie „als besonders störend bis sinnverdunkelnd“ (S. 38) empfunden werden kann. Der zum Schluss bereitgestellte Lesetext ist im Grunde ein weiterer Abdruck des emendierten Texts ohne diakritische Zeichen; er belässt also die Reihenfolge der Handschriften und enthält auch noch die Szenen der älteren Fassungen, die Büchner bereits überarbeitet und gestrichen hatte. De Angelis spricht sich grundsätzlich gegen den Versuch aus, eine kombinierte Fassung anzubieten: „Die verschiedenen Schichten lassen sich nicht kombinieren, denn sie entsprechen auseinandergelassenen dramaturgischen Konzepten.“ (S. 45) Etwas mehr bietet auch hier die CD-ROM, denn sie enthält im Lesetext Hypertextlinks, die quer zur Abfolge der Manuskriptseiten die Dramenszenen im Hinblick auf die Bearbeitungsstufen miteinander vernetzen.

Wenn auch die Software durchaus noch verbessert werden kann – die Grafiken der Faksimiles bauen sich ziemlich langsam auf, und auch die Suchfunktion arbeitet nicht besonders schnell –, erhält doch die *Woyzeck*-Philologie mit den Manuskripten auf CD-ROM eine neue, leicht zugängliche Grundlage. Regisseure und Dramaturgen, die eine Theaterinszenierung vorbereiten, werden sich indessen weiterhin ihren *Woyzeck*-Text aus dem vorhandenen Material zusammenstellen müssen.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Thorsten Unger
Universität Göttingen
Seminar für Deutsche Philologie
Käte-Hamburger-Weg 3
D-37073 Göttingen
tunger@gwdg.de

Maria Luise Caputo-Mayr; Julius Michael Herz: Kafka. Internationale Bibliographie. München: Saur. Bd. 1. Bibliographie der Primärliteratur 1908-1997. 2., erw. und überarb. Aufl. 2000. DM 128.00 – ISBN 3-907820-97-5

Bd. 2. Kommentierte Bibliographie der Sekundärliteratur 1955-1997. Teil 1. 1955-1980. Teil 2. 1981-1997. 2., erw. und überarb. Aufl. 2000. DM 398.00 – ISBN 3-907820-65-7

Die zweite, erweiterte und revidierte Neuauflage der ursprünglich 1982 für die Primärliteratur und 1987 für die Sekundärliteratur publizierten internationalen Kafka-Bibliographie erscheint nunmehr zusammen in drei Teilen:

Band 1 enthält den Neudruck der ersten Auflage der Primärliteratur¹ und die neu hinzugekommene Literatur, die unmittelbar angefügt wird und den ursprünglichen Umfang verdoppelt.

Band 2 besteht in einem ersten Teilband wiederum aus dem Neudruck der ersten Auflage der Sekundärliteratur², der verdoppelt wurde durch die Neuaufnahmen, die sich in einem zweiten Teilband befinden. Das ist die neue Literatur bis 1997 einschließlich zahlreicher Nachträge, die zum Zeitpunkt des damaligen Redaktionsschlusses 1987 nicht zugänglich waren.

In beiden Bänden befinden sich vollständig überarbeitete und auf den doppelten Umfang gebrachte Register. Die Sach-, Namen- und Werkregister im zweiten Teil des zweiten Bandes beziehen sich auf die gesamte Sekundärliteratur und verbinden damit beide Teilbände.

Die Inhaltsverzeichnisse und die Register beider Bände sowie die Einführung in den Aufbau der Bibliographie erscheinen erstmals zweisprachig, so daß die wichtigsten Themen, Namen und Titel von Kafkas Werken auch in englischer Sprache nachgeschlagen werden können. Eine weitere Bereicherung der Bibliographie stellen die englischen Übersetzungen aller im Gesamtwerk vorhandenen deutschen Buchkommentare in einem Anhang dar.

Die Bibliographie ist mit ihrer umfassenden Einleitung zugleich eine „Einführung in die Flut der Kafka-Literatur“ (Band 1. S. XIV), der Reprint der ersten Auflage, die Nachträge und der Nachweis der neueren Literatur tragen zum besseren Verständnis von Kafkas Leben und Schaffen bei. Ziel des zweiten Bandes ist es, einen Überblick über die noch immer anwachsende Flut von Artikeln und Büchern zu Kafkas Werken und zugleich über die bedeutendsten neuen Forschungsrichtungen zu geben.

Die Bibliographie ist gut strukturiert und leicht benutzbar, wenn auch die Zweiteilung in die Zeit vor und nach Erscheinen der ersten Auflage schnelles Nachschlagen erschwert.

Für die Literaturwissenschaft ist die Bibliographie die Erfüllung eines langgehegten Wunsches nach Weiterführung der früheren Bemühungen zur Erschließung des Lebens und Wirkens von Kafka, für die größeren Wissenschaftlichen und Öffentlichen Bibliotheken und die entsprechenden Spezialbibliotheken ist sie ein wichtiges Auskunftsmittel und Nachschlagewerk und für den Handbestand im Lesesaal bzw. in der Informationszone unverzichtbar.

Einige ergänzende Hinweise:

- Ein ausgezeichnete Einstieg in Leben und Werk von Kafka ist der ebenfalls im Verlag Saur erschienene Titel „Deutschsprachige Literatur aus Prag und den böhmischen Ländern 1900-1939: chronologische Übersicht und Bibliographie“³, der in dritter, vollständiger

1 Caputo-Mayr, Maria Luise; Herz, Julius Michael: Franz Kafkas Werke: eine Bibliographie der Primärliteratur. Bern, München 1982. 94 S.

2 Caputo-Mayr, Maria Luise; Herz, Julius Michael: Franz Kafka: eine kommentierte Bibliographie der Sekundärliteratur (1955-1980, mit einem Nachtrag 1985). Bern 1987. 692 S.

3 Deutschsprachige Literatur aus Prag und den böhmischen Ländern 1900-1939: chronologische Übersicht und Bibliographie. Hrsg. und eingeleitet von Jürgen Born und Diether Krywalski. 3., vollst. überarb. u. erw. Ausg. München 2000. X, 373 S.

dig überarbeiteter und erweiterter Ausgabe mit dem Erscheinungsjahr 2000 nicht in die vorliegende Bibliographie aufgenommen werden konnte. Diese Veröffentlichung enthält (1) für den Zeitraum von 1900 bis 1933 eine chronologische Übersicht über die für die böhmischen Länder bedeutsamen zeitgeschichtlichen Ereignisse einschließlich einer repräsentativen Auswahl von Veranstaltungen und Ereignissen, die für das kulturelle Leben in der böhmischen Hauptstadt Prag von Bedeutung waren sowie die Titelaufnahmen zu den wichtigsten literarischen Neuerscheinungen der deutschsprachigen Autoren dieser Region, (2) ein alphabetisch nach Autoren geordnetes Verzeichnis der Buchbestände in der Universitätsbibliothek Wuppertal zur deutschsprachigen Literatur Prags und der böhmischen Länder, (3) eine in acht Themengruppen gegliederte Bibliographie zur deutschsprachigen Literatur Prags und der böhmischen Länder. Sie ist damit eine vorzügliche Ergänzung zur vorliegenden Kafka-Bibliographie⁴.

- Wie wichtig Annotationen sein können, zeigt das Buch von Alena Wagnerová „Milena Jesenská: Alle meine Artikel sind Liebesbriefe“ (Bernsheim 1994. 210 S.). Das Werk ist in die Bibliographie ohne Erläuterungen aufgenommen worden (Band 2.2 auf S. 957); es bringt wichtige Hinweise zum Umfeld von Kafka, z.B. über das Prager Kaffeehaus *Café Arco* und den ersten Mann von Milena Jesenská, den Literaturkritiker und Lektor Ernst Polak, die nicht aus dem Titel, aber aus einer Annotation entnommen werden können.
- In den letzten Jahren wurden zahlreiche Veröffentlichungen über die Geschichte des europäischen Kaffeehauses herausgegeben, die in die vorliegende Bibliographie noch nicht aufgenommen werden konnten. So erschien 1999 eine umfangreiche Untersuchung „Literarische Kaffeehäuser. Kaffeehausliteraten“, die auch einen Beitrag von Milan Tvrđík über die „Kaffeehauslandschaft Prag“ unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Stammcafés enthält⁵, und 1998 von Andrew Barker eine Biographie über den Kaffeehausliteraten Peter Altenberg mit einem Kapitel „Franz Kafka und Peter Altenberg“⁶. Beide Veröffentlichungen müßten in einer Neuauflage Berücksichtigung finden.

Im Jahre 2000 besuchte der Kafka-Forscher Mark Harman, der 1998 den Roman „Das Schloß“ ins Englische übersetzt hatte (Band 1. S. 44), Berlin, um die Briefe zu finden, die Kafka an ein kleines Mädchen geschrieben haben soll, als er in Berlin lebte. Noch hat er sie nicht gefunden, aber man weiß ja nicht ... Für Spannung ist jedenfalls gesorgt⁷. Und: Der nächste Gedenktag, der 125. Geburtstag Kafkas im Jahre 2008 sollte für die Autoren und den Verleger Anlaß sein, über eine dritte Auflage nachzudenken.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. em. Dr. Dieter Schmidmaier
Ostendorfstraße 50
D-12557 Berlin

Gedruckte Porträts 1500-1618 aus der Graphischen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums. Hrsg. vom Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg. Realisation Pia M. Grüber, Veronika Molnar. München [u.a.]: Saur 1995. (Digitales Informationssystem für Kunst- und Sozialgeschichte (DISKUS)). 1 CD-ROM

Das druckgraphische Porträt, das kleine Pendant zur großen Porträtmalerei der Renaissance, unterschied sich von dieser in vielfältiger Hinsicht. Nicht nur der Materialaufwand, auch die dargestellten Personen und die Funktion des Kunstwerks waren kaum vergleichbar. Neben dem fürstlichen und adligen Porträt von Künstlern wie Leonardo, Raphael, Tizian usw. mit Aufgaben der großen Repräsentation¹ nehmen sich die Graphikblätter unendlich bescheiden aus. Auch hier gibt es Darstellungen obrigkeitlicher Personen, die große Mehrzahl jedoch entfällt auf den humanistischen und reformatorischen, oder wie Martin Warnke formulierte, den „geknitterten Gelehrten“². Mit wenigen Ausnahmen wie etwa Dürers Maximilian I. dienen diese Blätter nicht mehr der Repräsentation, aber man wird auch kaum der Formulierung des begleitenden Textes zustimmen können, demzufolge „meist die memoriale Funktion, der Wunsch der Dargestellten, im Bildnis weiterzuleben“ im Vordergrund gestanden hätte. Ein solcher Wunsch zumeist bereits seit sehr langer Zeit verstorbener Dargestellter müßte wohl erst einmal belegt werden. Dagegen spricht zudem, daß eine sehr große Zahl der Porträts nicht als Einzelblatt, sondern in bedeutenden Bildnisbänden erschienen war, Typ: *imagines virorum doctorum*. Wenn diese Bände später auch aufgelöst wurden, ist der Kontext doch überaus wichtig. Der Betrachter begriff sich und die verehrten dargestellten Gelehrten als eine Gruppe mit gleichen Idealen und gleichem Habitus (Haltung, Kleider, Bücher, lateinische und eventuell griechische Inschriften). Die Recueils stifteten Identität und repräsentierten die Gruppe der humanistischen Gelehrten, sie waren in hohem Maße ein Element der Selbstvergewisserung.

Da die Porträts weit über kunsthistorische Aspekte ausgreifen und auch sozialgeschichtlich sehr interessant sind, ist es sehr zu begrüßen, daß mit der CD-ROM ein schneller Zugriff auf eine durchaus beachtliche Zahl,

4 Der vorzügliche, leider nicht in diese Bibliographie aufgenommene Beitrag von Hans-Gerd Koch aus dem Jahre 1997 (in: Deutsche Biographische Enzyklopädie. Bd 5. München 1997. S. 398-400) ist auch eine kurze Zusammenfassung für den bibliothekarischen Gebrauch.

5 Literarische Kaffeehäuser. Kaffeehausliteraten. Wien 1999. S. 126-150.

6 Barker, Andrew: Telegrammstil der Seele. Peter Altenberg – eine Biographie. Wien 1998. S. 263-276.

7 Faller, Heike: Die Suche. In: DIE ZEIT Nr. 2 vom 4.1.2001, LEBEN S. 4.

1 Lorne Campbell: Renaissance Portraits. Yale University Press 1990.

2 Martin Warnke: Das Bild des Gelehrten im 17. Jahrhundert. In: Res Publica Litteraria. Die Institutionen der Gelehrtensamkeit in der frühen Neuzeit. Hrsg. v. Sebastian Neumeister u. Conrad Wiedemann (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung; 14) Wiesbaden 1987. S. 1-31, das Zitat S. 9.

nämlich knapp 3 000, ermöglicht wird. Es handelt sich, dem Aufgabenbereich des Germanischen Museums entsprechend, im wesentlichen um deutsche Werke. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges markiert das Ende der Publikation, jedoch schwebt den Bearbeiterinnen als Vision ein „neuer, allgemeiner deutscher Porträtindex“ vor.

Der Zugriff erfolgt über vier Suchmasken für Benutzer „ohne besondere Vorkenntnisse“ oder über die Expertensuchmasken „Iconclass“ und „Expertensuche“. Die vier Suchmasken sind eigentlich klar und überschaubar strukturiert: 1. Objekte (Art, Gattung, Material, Technik, Stichwörter); 2. Themen (ikonographische Schlagworte, dargestellte Person, dargestellter Ort, dargestellte/s Region/Land, ikonographischer Zusammenhang); 3. Künstler und Werkstätten (Künstlernamen, Geschlecht, Geburtsort, Sterbeort, Werkstattname, Auftraggeber); 4. Ort und Zeit (Kunstlandschaft, Aufbewahrungsort und Standort, Sammlung, frühestes/spätestes Datum einer zeitlichen Eingrenzung). Durch Anklicken eines Suchfeldes erscheint eine dazugehörige Indexliste. Durch die Schaltfläche „Hinzufügen“ können mehrere Fragekriterien berücksichtigt werden. Das Ergebnis wird abgerufen als Kurzanzeige, Galerie, Vollanzeige (Beschreibung des Blattes: Künstler, ikonographische Notationen und Literatur), und schließlich das Objekt als Großbild. Die Suche mit Iconclass stützt sich auf die ikonographischen Notationen, die in den Objektbeschreibungen verwendet worden sind. Die Schaltfläche „Systematik“ eröffnet den Zugang zu den hierarchischen Hauptabteilungen, unterstützend gibt es ein Schlagwortregister. Die Expertensuche erfolgt über MIDAS-Felder aus Objekt- und Künstlerdokumenten.

So reich die Zugangsmöglichkeiten sich zunächst darstellen, so schnell ist man bei der Benutzung irritiert. Zum einen ist dies auf den ungleichmäßigen Bearbeitungsstand der Objekte zurückzuführen. Es erscheint verständlich, daß berühmte Blätter ausführlicher behandelt worden sind, während andere, weniger bedeutende, z.B. der Reformator Mylius, hart auf die Congrua gesetzt worden sind. Jedoch gibt es bei weitem Unerfreulicheres. Ruft man „ohne besondere Vorkenntnisse“ das Themenfeld „Frau“ auf, erhält man 60 Ergebnisse, von denen ganze neun tatsächlich Frauen darstellen, die anderen 51 mitnichten, während zahlreiche Frauenbildnisse nicht erscheinen. Der Grund liegt in einer unzureichenden und auch fehlerhaften Anwendung der ikonographischen Notationen. Katharina Luther von Hans Brosamer um 1550 ist korrekt als „historical person“ und als „adult woman“ verzeichnet. Dieses Glück hatten nicht viele Frauen: Die Pfalzgräfin Anna am Rhein zu Neuberg wird als „adult woman“ (31 D 15), die Pfalzgräfin Magdalena von Pfalz-Zweibrücken als „historical person“ (61 BB 2) präsentiert, ohne daß letztere auch als Frau erfaßt worden wäre. Zum anderen sind sehr viele Männer, Kurfürsten, Erzherzöge, Gelehrte, besonders die Blätter von Crispyn de Passe, nach 31 D 15 („adult woman“), statt nach 31 D 14 („adult man“) klassifiziert worden, und zwar ohne daß im Rahmenwerk irgendwelche feminine Zierfiguren (11 G 19 3 „female angels“) anzutreffen wären. Bei der Suche mit Iconclass ist das Ergebnis ähnlich enttäuschend: 23 „Frauen“, die sich aus drei weiblichen und zwanzig männlichen Porträts zusammensetzen. Andere Ungeheimheiten sind unübersehbar: die Rubrik Kunstland-

schaft listet die Blätter je Land auf: Bundesrepublik Deutschland 24, Dänemark 2, Deutschland 1721, Deutschland? 3, Frankreich 33 usw. Das Selbstbildnis Albrecht Dürers 1576/1600 erfährt im Volltext die „geographische Zuordnung“ „Mittelfranken, Franken, Oberdeutschland, Süddeutschland, Deutschland“, um dann aber – im Gegensatz zu den anderen Dürer-Blättern – der Bundesrepublik zugeschlagen zu werden, so z.B. ebenfalls das Gedächtnisblatt auf die Krönung Friedrichs V. zum König von Böhmen von 1619. Im „Werkstattnamen“ gibt es nur ein Item, der „Auftraggeber“ ist leer, der „Aufbewahrungsort“ ist natürlich Nürnberg, die „Sammlung“ das GNM, das „früheste/späteste Datum“ greift von 1485 bis 1925.

Die CD-ROM vermag gewiß eine direkte Konsultation der oft in außerordentlicher Qualität vorliegenden Porträtblätter nicht zu ersetzen, denn offenkundig ist jedwede Reproduktion schwächer als das Original, und dies gilt erst recht für einen „Screen“. Andererseits ermöglicht und erleichtert eine CD-ROM Recherchen, die ohne diese eventuell unterbleiben würden. Hierzu ist allerdings ein höheres Maß an Zuverlässigkeit vonnöten. Einige der Schwachpunkte könnten und sollten bei einer Fortführung des Unternehmens eventuell bis zum genannten Datum 1925 behoben werden.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Albert Cremer
Max-Planck-Institut für Geschichte
Hermann-Föge-Weg 11
D-37073 Göttingen

Jahrbuch für Universitätsgeschichte. Hrsg. von Rüdiger vom Bruch. Bd 1-3. Stuttgart: Franz Steiner Verl. 1998-2000.

Seit vielen Jahren erscheinen in großer Zahl bedeutende Bibliographien, Forschungsberichte, Sammelwerke und Monographien zu einzelnen Epochen der Entwicklung der Universität, zu einzelnen Universitäten oder zu universitätsbezogenen Spezialaspekten, ohne daß sich ein eigenständig abgrenzbares Erkenntnis- und Forschungsfeld Universitätsgeschichte geformt hat. „Zu diesem Befund hat zweifellos der Umstand beigetragen, daß ein Großteil universitätsgeschichtlicher Forschung sich anlaßgebundener Jubiläumsliteratur verdankte.“ (Rüdiger vom Bruch, Bd 1, S. 7) Doch seit geraumer Zeit beginnt sich ein „genuines Forschungsgebiet mit epocheübergreifender Profilierung zu etablieren“ (Rüdiger vom Bruch, Bd 1, S. 7).

In dieser Situation stellt sich erstmals in Deutschland ein *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* vor. Es will ein „Forum für moderne Ansätze zur Erforschung der Verfassungs-, Sozial- und Ideengestalt des deutschen Hochschulwesens in internationaler Einbindung“ sein (Rüdiger vom Bruch, Bd 1, S. 9). Im zweiten Band wird es vom Herausgeber als ein „Forum moderner Universitätsgeschichte“ ohne Beschränkung „auf Universitätsgeschichte in der Moderne, insbesondere des 19. und 20. Jahrhundert“ bezeichnet, die „Universitätsgeschichte als epocheübergreifendes und internationales

Forschungsproblem“ wird „im Auge behalten“ (Rüdiger vom Bruch, Bd 2, S. 7).

Alle drei Bände haben einen starken Bezug auf Berlin. Band 1 ist gewollt mit Berliner Schwerpunktsetzung, zu Band 2 bekennt der Herausgeber einen „starken Schwerpunkt Berlin“ (Rüdiger vom Bruch, Bd 2, S. 8), Band 3 ist ganz einer Berliner Institution gewidmet und hat auch einen eigenen Titel: „Zwischen Wissens- und Verwaltungsökonomie: Zur Geschichte des Berliner Charité-Krankenhauses im 19. Jahrhundert“.

Im folgenden sollen bibliothekarisch interessante bzw. relevante Beiträge genannt werden, um die Bedeutung des Jahrbuchs für Bibliothekare und Archivare aufzuzeigen.

Band 1. Wichtige Hintergrundinformationen zur Arbeit der Universitäten von 1933-1945 finden sich in dem Beitrag von Konrad H. Jarausch über „Die Vertreibung der jüdischen Studenten und Professoren von der Berliner Universität unter dem NS-Regime“ – Eine DDR-spezifische Form der Vorbereitung auf das Studium an Universitäten, die auch Einfluß auf die bibliothekarische Arbeit hatte, behandelt Michael C. Schneider in „Grenzen des Elitentausches: Zur Organisations- und Sozialgeschichte der Vorstudienanstalten und frühen Arbeiter- und Bauernfakultäten in der SBZ/DDR“¹ – Der Beitrag von Friedrich Wilhelm Graf zum Thema „Adolf Harnack zum ‚Fall Althoff‘: Zwei unbekannte Harnack-Briefe aus dem Dezember 1901“ ist wegen der Bedeutung der beiden Persönlichkeiten für das Bibliothekswesen auch für Bibliothekare interessant.

Band 2. Friedemann Schmithals behandelt mit seinem Beitrag „Abstrakte Wissenschaft oder gute Lehre? Der Chemiker Wilhelm Ostwald: Lehre jenseits einer fragwürdigen Tradition“ insofern auch ein bibliothekarisches Thema, weil Ostwald zu den Mitbegründern der modernen Informations- und Klassifikationswissenschaft gehört² – In Anbetracht der Bedeutung der DFG für die Gemeinschaftsunternehmen der wissenschaftlichen Bibliotheken, zahlreiche Modellversuche in den Bibliotheken und die überregionale Literaturversorgung sind die Ausführungen von Lothar Mertens zur „Forschungsförderung der DFG im Dritten Reich 1933-1937“ auch von bibliotheksgeschichtlichem Interesse³ – Die Berichte über Privatsammlungen russischer Gelehrter in den Beständen der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz und die Beziehungen dieser Bibliothek im 19. und 20. Jahrhundert zur Slavistik an der Berliner Universität erfahren mit dem Beitrag von Marie-Luise Bott „Ein Forschungsinstitut für Slavistik in Berlin? Max Vasmer's Denkschrift 1928“⁴ eine sehr interessante wissenschaftshistorische Ergänzung – Einen wichtigen Beitrag zur Öffentlichkeitsarbeit der Bibliothekare und Archivare leistet Winfried Schulze mit der Übersichtsdarstellung „Die Bestände des Universitätsarchivs der Humboldt-Universität Berlin und Möglichkeiten ihrer wissenschaftshistorischen Nutzung“⁵.

Band 3. Der dritte Band beschäftigt sich mit dem Weg der Charité von einem sozialasylierenden Hospital, das bei Gründung der Berliner Universität 1810 in die kommunale Armenkrankenversorgung eingebunden war, zu einem Krankenhaus mit universitären Ausbildungskliniken am Ende des 19. Jahrhunderts⁶. Im Mittelpunkt steht der Konflikt bei der Etablierung universitärer Ausbildungs- und Forschungseinrichtungen – zwischen der Charité als Zufluchtsort armer Kranker mit der Priorität

von Lehre und Forschung, der Universität verpflichtet. „Im Gegensatz zu der wachsenden Zahl von Untersuchungen über die Erfahrungswelten von Patienten zielt dieser Band auf *eine andere Geschichte von unten* ab. Statt eine Patientenperspektive aufzusuchen, sollen die sonst gern übersehenen Spannungen, scheinbar belanglosen Grabenkämpfe und die alltäglichen Konfrontationen zwischen den verschiedenen leitenden Akteuren innerhalb der Charité untersucht werden. Erst mit einer solchen Analyse [...] läßt sich die Mikrophysik der Macht erkennen, mit der die Universität sich des Krankenhauses bemächtigte.“ (Eric J. Engstrom und Volker Hess, S. 9) Die Beiträge sind hervorgegangen aus der im Juni 1999 veranstalteten Tagung „Die Bemächtigung des Krankenhauses durch die Universität.“ Diese interdisziplinäre Sichtweise ist anregend für bibliothekshistorische Untersuchungen. Beispiele: „Zwischen Wissens- und Verwaltungsökonomie: Zur Geschichte des Berliner Charité-Krankenhauses im 19. Jahrhundert“ (Eric J. Engstrom und Volker Hess) – „Zur Geschichte der Charitédirektion im 19. Jahrhundert: Aufbau, Struktur und

- 1 Zu diesem Thema gibt es eine vorzügliche Bibliographie: Arbeiter- und Bauernfakultäten der Universitäten der DDR: Auswahlbibliographie. Hrsg. von Hans-Joachim Lammel. Berlin 1989.
- 2 Z.B. Forschen und Nutzen: Wilhelm Ostwald zur wissenschaftlichen Arbeit/Aus seinen Schriften ausgewählt, bearbeitet und zusammengestellt. Berlin 1978; Rodnyj, N.I.; Ju.I. Solowjew: Wilhelm Ostwald. Leipzig 1977; Hapke, Thomas: Wilhelm Ostwald über Information und Dokumentation. In: Mitteilungen. Ges. Dt. Chemiker. Fachgruppe Geschichte der Chemie 5 (1991) S. 47-55.
- 3 Vgl. hierzu: Leonhard, Joachim-Felix: Von der Notgemeinschaft zur Deutschen Forschungsgemeinschaft: Entwicklung und Ziele überregionaler Forschungsförderung in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Bibliotheksförderung. In: Bibliothek 11 (1987) 1, S. 8-19.
- 4 S. u.a. Deutsche Staatsbibliothek 1661-1961. Bd 1. Leipzig 1961. S. 114-115; Schwiefert, F.: Zur Geschichte der russischen Bestände der Preußischen Staatsbibliothek. In: ZfB 50 (1933) S. 477-483.
- 5 Den Herausgebern sei empfohlen, regelmäßig über Aufgaben, Arbeitsweise und Arbeitsergebnisse nationaler und internationaler universitätsgeschichtlicher Institutionen und Ergebnisse entsprechender Konferenzen zu berichten sowie über Standorte universitätsgeschichtlicher Quellen zu informieren. Als Vorbild kann das „Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte“ gelten. Als Beispiele aus den bisher erschienenen zehn Bänden seien genannt: Institutionen wie der Deutsche Arbeitskreis für Papiergeschichte (Bd 2, S. 473-482; Bd 5, S. 403-407), der Wolfenbütteler Arbeitskreis zur Buchgeschichte (Bd 3, S. 355-356), der Internationale Arbeitskreis Druckgeschichte (Bd 3, S. 357-360) und die Society for the History of Book in the Netherlands (Bd 5, S. 399-401) sowie Standorte wie das Stadtarchiv Leipzig (Bd 3, S. 337-343), das Sächsische Staatsarchiv Leipzig (Bd 4, S. 311-320), das Staatsarchiv München (Bd 4, S. 321-330), das Historische Archiv des Erzbistums Köln (Bd 7, S. 367-378) und das Evangelische Zentralarchiv Berlin (Bd 8, S. 341-353). Besonders wichtig ist meines Erachtens der Nachweis von Quellen aus Institutionen der DDR wie z.B. in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (Bd 6, S. 467-479), zu Verlagsarchiven der DDR (Bd 6, S. 451-466) und im Archiv des Aufbau-Verlags (Bd 7, S. 379-384).
- 6 Als Ergänzung s.a. Kasbohm, Adelheid: Auswahlbibliographie zur Geschichte des Bereichs Medizin (Charité) der Humboldt-Universität zu Berlin. Berlin 1985. (Schriftenreihe der Universitätsbibliothek Berlin; 50).

Personen der Charitéverwaltung zwischen 1820 und 1870“ (Eric Hilf).

Die an den Universitäten tätigen Bibliothekare und Archivare sollten die in den einzelnen Bänden des Jahrbuchs publizierten Forschungsergebnisse für die bibliothekshistorische Lehre und Forschung nutzen und sich mit bibliotheks- und archivrelevanten Themen an künftigen Bänden beteiligen.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. em. Dr. Dieter Schmidmaier
Ostendorfstraße 50
D-12557 Berlin

Immanuel Kant und die Berliner Aufklärung. Hrsg. von Dina Emundts. Wiesbaden: Reichert, 2000. 229 S. (Ausstellungskataloge/Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz; N.F. 38) DM 78.00 – ISBN 3-89500-156-2

Anlässlich des IX. Internationalen Kant-Kongresses im März 2000 veranstaltete die Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz in Zusammenarbeit mit dem Institut für Philosophie der Humboldt-Universität die Ausstellung *Immanuel Kant und die Berliner Aufklärung*, die vom 29. März bis zum 13. Mai 2000 in der Potsdamer Straße 33 (Haus 2) zu sehen war. Anstelle eines genuinen Ausstellungskatalogs, der die einzelnen Exponate beschreibt und kommentiert, haben sich die Veranstalter für einen handlichen, gut illustrierten „Begleitband“ entschieden, der in 14 Aufsätzen die thematischen Schwerpunkte der Ausstellung umreißt.

Obwohl Kant selbst nie in Berlin war, hat er doch durch seine persönlichen Kontakte, seine Schriften und seine Schüler die Berliner Aufklärung nachhaltig beeinflusst und umgekehrt Berliner Impulse aufgenommen und verarbeitet. Darüber hinaus war Berlin als Publikationsort für Kant von erheblicher Bedeutung, erschienen doch etliche seiner bedeutenden politischen, religions- und geschichtsphilosophischen Beiträge in der von Johann Georg Biester herausgegebenen *Berlinischen Monatschrift*.

In der Person Biesters wird das Beziehungsgeflecht „Kant – Berliner Aufklärung – Staatsbibliothek“ in besonderer Weise sinnfällig: Als Herausgeber des „Zentralorgans“ der Berliner Aufklärung und Sekretär der Mittwochsgesellschaft stand Biester in enger Verbindung mit dem Königsberger Philosophen; als Leiter der Königlichen Bibliothek in Berlin war er ab 1794 maßgeblich daran beteiligt, die Dokumente der (Berliner) Aufklärer zu sammeln und für die Nachwelt zu bewahren. Dass diese Tradition von der Bibliothek bis in die heutige Zeit sehr ernsthaft und konsequent gepflegt wird, belegt beispielsweise die Einrichtung des Mendelssohn-Archivs 1964 und die Akquisition von Kants letzten Manuskripten im Jahr 1999.

Nach einer kurzen Einführung in Kants vermeintlich ereignisarmes Leben (Volker Gerhardt) und einer historischen Skizze der Berliner Akademie (Eberhard Knobloch) führen die Beiträge von Steffen Dietzsch, Norbert Hinske und Peter Weber ins Zentrum des Themas, in dem sie der Präsenz und Rezeption des Kant'schen Kri-

tizismus in Berlin nachgehen und Kants Beziehungen zu den „Schaltstellen der Berliner Aufklärung“, namentlich der Mittwochsgesellschaft und der *Berlinischen Monatschrift*, beleuchten. Dem Problembereich der Religionskritik und der religiösen Toleranz sind die Beiträge von Christoph Schulte, Ursula Goldenbaum und Jürgen Overhoff gewidmet, die sich mit der Position Kants in Bezug auf die *Haskala*, die jüdische Aufklärung, den Spinozismustreit von 1786 und dem Dessauer Philanthropin als Medium der Erziehung zu religiöser Toleranz befassen. Jan Rachold erläutert die näheren Umstände der Wöllnerschen Zensurmaßnahmen gegen den Königsberger Philosophen, während Peter Burg die Reaktionen auf die Französische Revolution in Berlin und Königsberg thematisiert. Kant war von seiner positiven Bewertung dieses epochalen Ereignisses nie abgewichen – eine Einschätzung, die viele der Berliner Aufklärer nicht zuletzt wegen ihrer Staatsnähe als preußische Beamte seit der Jakobiner-Herrschaft nicht mehr teilten. Die Entwicklung von Reformideen in Preußen aus dem Kant'schen Umfeld heraus beleuchtet Kurt Röttgers am Beispiel des Kant-Schülers Christian Jakob Kraus.

Den Band beschließen drei Beiträge, die über den Bezugspunkt „Berliner Aufklärung“ hinausgehen, wenn gleich der Konnex Kant – Berlin bestehen bleibt: Reinhard Brandt und Dina Emundts befassen sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit dem Manuskript der letzten philosophischen Überlegungen Kants, dem sogenannten *Opus postumum*, das 1999 aus privatem Besitz von der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin erworben werden konnte. Im abschließenden Beitrag setzt sich Werner Stark, der seit 1987 zusammen mit Reinhard Brandt in Marburg für die von der Berliner Akademie initiierte Kant-Ausgabe verantwortlich zeichnet, mit den „Schicksalen, Irrungen und Leistungen“ dieses inzwischen mehr als ein Jahrhundert alten Großprojekts auseinander. Sein sachkundiger und detaillierter Beitrag attestiert dem „imponierend umfassenden Editionsprojekt der Preußischen Akademie“ in jeder der vier Abteilungen „teils gravierende konstruktive Mängel“ und eine „fatale Tendenz zur Frühgeburt“ (S. 216).

Mit ihrem Themenspektrum und den beigefügten Literaturhinweisen wird die Publikation ihrer Orientierung auf ein breiteres Publikum hin durchaus gerecht. Wenn man sich als entsprechender Adressat etwas hätte wünschen dürfen, dann in einigen Fällen ausführlichere Bezeichnungen bzw. Nachweise der Abbildungen und einen etwas populäreren Preis.

Anschrift des Rezensenten:

Gerd-J. Bötte
Niedersächsische Staats-
und Universitätsbibliothek
D-37070 Göttingen

Florence Muet; Jean-Michel Salaün: Stratégie marketing des services d'information. Bibliothèques et Centres de documentation. Paris: Électre-Éditions du Cercle de la Librairie 2001. 221 S. (Collection Bibliothèques) – ISBN 2-7654-0794-0

In der gewohnten Qualität und Tradition dieser Reihe befasst sich der vorliegende Band mit Marketingkonzepten für Bibliotheken und Dokumentationszentren. Ausgangspunkt der Betrachtungen ist die Erkenntnis, dass diese Einrichtungen früher ihren Sinn quasi in sich selbst getragen haben und abseits der im sonstigen Wirtschaftsleben üblichen ökonomischen Rahmenbedingungen (Leitbilddefinition, Zielgruppenorientierung, Kosten-/Leistungsbewusstsein bzw. -rechnung) relativ unbehelligt und kaum hinterfragt ihr selbst definiertes Tätigkeitsspektrum bearbeiten durften.

Mag man über diesen – vielleicht etwas überspitzt wiedergegebenen – Ansatz freilich streiten können, so wird der zweite Teil der Überlegung dennoch breite Zustimmung finden: Information ist heute zu einer Schlüsselressource des Wirtschaftslebens (und darüber hinaus) geworden, und so müssen sich Bibliotheken und Dokumentationszentren den Spielregeln dieser für sie in weiten Teilen neuen Welt unterwerfen und ihre Arbeit unter ökonomischen und kostenorientierten Gesichtspunkten neu betrachten.

Diese Erkenntnis freilich ist nicht ganz neu, und das soll sie gar nicht sein, und sie muss auch nicht aus Frankreich importiert werden, denn in Deutschland ist die Diskussion über dieses Thema seit Jahren ebenfalls in vollem Gange. So wird man diese Publikation einerseits mit dem Interesse des Außenstehenden betrachten, der den Parallelen zwischen den Entwicklungen in den beiden Nachbarländern auf der Spur ist, andererseits aber auch ganz konkret die Studie unter dem Gesichtspunkt ihrer Übertragbarkeit auf deutsche Bibliotheken und Dokumentationseinrichtungen einer näheren Betrachtung unterziehen wollen.

Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Nicht zuletzt dank der Gabe unserer französischen Nachbarn, bei aller Theorie die praktische Nutzbarkeit der Erkenntnisse nicht aus den Augen zu verlieren, kann diese Monographie auch deutschen Einrichtungen sehr hilfreich sein, die eigenen Ziele und Aufgaben zu definieren, den Erfolg der eigenen Arbeit zu hinterfragen, Leitbilder und Konzepte zu entwickeln und letztlich Aufwand und Ertrag des eigenen Handelns zu reflektieren und zu dokumentieren.

Die Arbeit gliedert sich in zwei große Teile, nämlich Diagnose und Strategie. Dem Teil „Diagnose“ sind vier Kapitel gewidmet, die zur Erfassung des Status Quo in einer zu untersuchenden Einrichtung dienen: interne Bestandsanalyse, Zielgruppenuntersuchung, Analyse des Umfeldes (unter anderem Partner und Konkurrenten, Geldgeber), und, darauf aufbauend, schließlich eine zusammenfassende Gesamtanalyse. Im Teil „Strategie“ geht es in fünf Kapiteln um die Aufgaben und Ziele, die künftige Zielsetzung, die Vermittlung des Angebotes, die Positionierung und um den zusammenfassenden Entwurf von Szenarien, Konzepten und Methoden der Umsetzung einer anvisierten Marketingstrategie. Den Kapiteln im Teil „Diagnose“ ist jeweils ein zusammenfassender Kriterienkatalog beigelegt, die Kapitel im Ab-

schnitt „Strategie“ enthalten jeweils abschließend praktische Ratschläge zur Umsetzung.

Um dieses planmäßige Vorgehen noch deutlicher zu illustrieren, werden in einem dritten Teil drei konkrete Fallstudien beschrieben. Diese Beispiele gründen sich auf praktischen Vorbildern, sind jedoch verfremdet worden, um keine (allzu leichten) Rückschlüsse auf die tatsächlich analysierten Institutionen zu erlauben. Freunde von „Tim und Struppi“ (bzw. „Tintin“) werden sich darüber amüsieren, dass als Beispiel für die Bibliothek eines französischen Kulturzentrums im Ausland die Einrichtung in der Phantasierepublik Syldavien mit ihrer Hauptstadt Klow ausgewählt wurde. Schließlich wurden auch die Dokumentationsabteilung eines Abfallbeseitigungsverbandes sowie das Dokumentationszentrum einer großen Tageszeitung anhand der zuvor theoretisch dargelegten Konzepte und Kriterien analysiert. Die abschließende Bibliographie ist allerdings eher knapp gehalten und beschränkt sich auf französischsprachige Publikationen.

Dies alles erfolgt in gewohnt prägnanter, konziser Form mit zahlreichen tabellarischen Zusammenfassungen, die leicht in die Praxis übernommen und abgearbeitet werden können. Die Beispiele sind (nicht nur in den abschließenden Fallstudien) so realitätsnah, dass sehr leicht Parallelen zur jeweils eigenen Situation gezogen werden können. Dabei bleibt die Publikation handlich und kommt weitgehend ohne das vielfach abschreckend wirkende Marketingkauerwelsch aus. Insgesamt ist dieser Band damit auch den Praktikern sehr ans Herz zu legen, mindestens aber als eine sinnvolle Ergänzung einschlägiger deutschsprachiger Darstellungen zu empfehlen.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Bernd Hagenau
Saarländische Universitäts-
und Landesbibliothek
Postfach 15 11 41
D-66041 Saarbrücken

Marion Schmidt: Auf dem Weg zur bibliotheksspezifischen Öffentlichkeitsarbeit. Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 41. Hrsg. von Michael Knoche. Wiesbaden: Harrassowitz 2001. 277 S. – ISBN 3-447-04390-3 ISSN 0408-8107

Professionelle und wirksame Öffentlichkeitsarbeit ist für Bibliotheken jedes Typs heute wichtiger denn je. In der sich immer stärker globalisierenden Informationswelt treten sie mehr und mehr in Konkurrenz zu anderen Informations-, Bildungs- und Kultureinrichtungen; die Qualität bibliothekarischer Dienstleistungen wird zunehmend mit der anderer Institutionen verglichen. Zudem droht die traditionelle gesellschaftliche Rolle der Bibliotheken als Vermittler von Information mit der Entwicklung des Internet zum Massenmedium obsolet zu werden. Die strategische Selbstpositionierung der Bibliotheken in der Gesellschaft wird daher für ihr eigenes Überleben immer wichtiger. Eine gründliche und umfassende Auseinandersetzung mit dem Thema Öffentlichkeitsarbeit ist daher ein zentraler und aktueller Beitrag

zu Forschung und Praxis des Bibliothekswesens der Gegenwart.

Die Autorin des vorliegenden Werkes kündigt ein neuartiges Modell bibliotheksspezifischer Öffentlichkeitsarbeit an, das die Funktion dieses Tätigkeitsfeldes für Bibliotheken wissenschaftlich begründen soll. Dabei geht es primär um das „Warum“, nicht um das „Wie“ der Öffentlichkeitsarbeit. Gleichzeitig versteht sich das in Aussicht gestellte Modell als wissenschaftliche Entscheidungsgrundlage, anhand der jede Bibliothek bestimmen kann, wie viel Öffentlichkeitsarbeit und welche Formen der Öffentlichkeitsarbeit sie wahrnehmen muss. Zwischen verschiedenen Bibliothekstypen wird dabei nicht differenziert; die Notwendigkeit von Öffentlichkeitsarbeit soll sparten- und größenunabhängig dargestellt werden.

Probleme bereitet hier zunächst das zugrunde gelegte Verständnis von „Wissenschaftlichkeit“. Schmidt verwendet diesen Begriff um auszudrücken, dass ihr Konzept auf theoretischen Grundlagen aufbaue und in seiner Aussagekraft allgemeingültig sei. Die theoretische Grundlegung geschieht unter Heranziehung wissenschaftlicher Modelle, vor allem der soziologischen Systemtheorie. Aus einer bestimmten Weise der Interpretation dieser Modelle leitet die Autorin konkrete Handlungsaufforderungen für bibliothekarische Einrichtungen ab – ebenfalls mit dem Anspruch wissenschaftlicher Gültigkeit. Streng genommen können die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen jedoch niemals Handlungsimplicationen enthalten. Wissenschaft erforscht das „Wie“ und „Warum“ von Phänomenen, ihre Resultate sind jedoch grundsätzlich neutral gegenüber jeglicher Alltagspraxis. Zwar kann es unter Maßgabe bestimmter praktischer Ziele vernünftig, notwendig oder sinnvoll sein, aufgrund der Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen so oder anders zu handeln – diese Handlungspostulate sind den Resultaten selbst aber nicht inhärent.

Wichtig ist dagegen der Hinweis der Autorin auf die mangelnde Auseinandersetzung der Bibliothekswissenschaft mit dem Thema Öffentlichkeitsarbeit. Zwar werde allerorten auf die Verpflichtung der Bibliotheken zur Öffentlichkeitsarbeit hingewiesen, jedoch nichts über die spezifischen Formen öffentlichkeitswirksamer Praxis in Bibliotheken und die Möglichkeiten ihrer Evaluierung gesagt. Nach Überlegungen zur Wahl der Untersuchungsmethode, die die Autorin als „traditionell hermeneutisch“ bezeichnet, werden sodann vier Hauptebenen der Untersuchung definiert: die theoretische Ebene (Konzepte), die strategische Ebene (Ziele), die organisatorische Ebene (Stellung der Öffentlichkeitsarbeit innerhalb der Formalorganisation einer Bibliothek) und die instrumentelle Ebene (Verfahren und Medien).

Im Rahmen einer kursorischen Darstellung der Öffentlichkeitsarbeit in deutschen Bibliotheken seit den siebziger Jahren wird die bisher geleistete Öffentlichkeitsarbeit anhand dieser vier Kriterien analysiert und bilanziert. Dabei identifiziert Schmidt deutliche Mängel, vor allem im konzeptionellen und strategischen Bereich: Das gesellschaftliche Selbstverständnis der Bibliotheken werde kaum thematisiert und die Ziele der Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen der Gesamtorganisation nur in Ausnahmefällen konkretisiert. Insgesamt diagnostiziert die Autorin eine „gewisse Beliebigkeit“ vergangener und gegenwärtiger Öffentlichkeitsarbeit in Bibliotheken.

Die Gegenüberstellung dieser Praxisanalyse mit theoretischen Modellen und Konzepten zur bibliothekarischen Öffentlichkeitsarbeit ergibt ähnliche Resultate: Obwohl in der Literatur eine Vielzahl von geeigneten Instrumenten benannt werde, sei die Praxis „tendenziell langweilig“ und komme über das routinierte Produzieren von Ausstellungen, Lesungen und Handzetteln nicht hinaus. Auch attestiert Schmidt der bibliothekarischen Öffentlichkeitsarbeit eine Vorliebe für die schriftliche Form, während persönliche Kontakte eher gemieden würden. Weiterhin bemängelt die Autorin einen undifferenzierten Umgang mit den Zielgruppen der bibliothekarischen Öffentlichkeitsarbeit. Auf der organisatorischen Ebene bestehe ein grundsätzliches Problem darin, dass die Öffentlichkeitsarbeit in einer Bibliothek häufig als Zusatzaufgabe einzelnen Personen übertragen werde, die diese Aufgabe dann neben ihren Haupttätigkeiten und abgespalten vom Gesamtgeschehen in der Bibliothek wahrnehmen. Auf der strategischen Ebene verortet Schmidt die größten Probleme. Vor allem der Praxis-Transfer der in der Literatur vorliegenden Konzepte zur Öffentlichkeitsarbeit werde kaum geleistet. Aber auch die mangelnde Anschlussfähigkeit und Abstraktheit der Konzepte selbst sei eine Ursache für diese Situation. Ein weiteres strategisches Defizit sieht Schmidt in der fehlenden oder nur quantitativ vorgenommenen Erfolgskontrolle öffentlichkeitswirksamer Maßnahmen. Das zentrale strategische Problem bestehe jedoch in der mangelnden Definition der konkreten Ziele von Öffentlichkeitsarbeit in Bibliotheken und in der fehlenden Identifikation der relevanten Zielgruppen. Bibliothekarische Öffentlichkeitsarbeit sei, so der Vorwurf der Autorin, selbstbezüglich und reagiere nicht auf konkret nachgewiesene gesellschaftliche Bedürfnisse.

Schmidt führt diese Probleme insgesamt auf grundsätzliche Mängel auf der theoretischen Ebene zurück: Die Inhalte der bibliothekswissenschaftlichen Diskussion um aktuelle und künftige Aufgaben und Ziele von Bibliotheken würden nicht in die theoretischen Konzepte der Öffentlichkeitsarbeit integriert. Diese Konzepte beschreiben, so Schmidt, ihren Gegenstand allein aus der Perspektive der Praxis und ignorieren seinen organisatorischen und gesellschaftlichen Kontext. Eine systematische Analyse dessen, was die „Öffentlichkeit“ einer Bibliothek überhaupt sei, fehle vollständig.

Auf der Grundlage dieser Diagnose entwickelt die Autorin „ein neues, problemgerechtes und funktionales Modell künftiger Öffentlichkeitsarbeit von Bibliotheken“ (S. 160), das die beschriebenen Defizite überwinden soll. Die geforderte wissenschaftliche Gesamtbetrachtung des in Frage stehenden Problembereichs soll dabei durch eine theoretische Fundierung des Modells gewährleistet werden. Diese besteht primär in der Übertragung systemtheoretischer Begrifflichkeiten und Konzepte auf die Bibliothekswelt. Die in Aussicht gestellten positiven Konsequenzen dieser theoretischen Fundierung für die praktische Wirksamkeit des zu entwickelnden Modells erscheinen allerdings mehr als fraglich: Die Auffassung Schmidts, nachhaltige Praxisrelevanz eines Modells könne sich erst einstellen, wenn dessen Geltungsanspruch theoretisch gesichert sei, leuchtet kaum ein. Praktische Relevanz und Wirksamkeit einer Konzeption hängen mitnichten davon ab, ob diese im Rahmen einer wissenschaftlichen Theorie begründet werden kann oder nicht.

Auf den letzten Seiten des Buches präsentiert die Autorin das von ihr entwickelte Modell bibliotheksspezifischer Öffentlichkeitsarbeit und erklärt: „Dieses Modell beschreibt Voraussetzungen und Funktionsweisen von perfekter Öffentlichkeitsarbeit, die für alle Bibliotheken gleichermaßen gelten“ (S. 236). Schmidt versteht ihr Modell als abstrakt-funktionale Beschreibung, von der aus jede Bibliothek ihre je spezifische Öffentlichkeitsarbeit strukturieren und planen könne. In seinem hohen Abstraktionsgrad und seiner Allgemeingültigkeit unterscheidet sich dieses Modell bibliotheksspezifischer Öffentlichkeitsarbeit gezielt von allen konkreten Modellen bibliothekarischer Öffentlichkeitsarbeit.

Den Grundsätzen der systemtheoretischen Betrachtung folgend sieht die Autorin die Funktion der bibliotheksspezifischen Öffentlichkeitsarbeit primär in dem Erhalt des Gesamtsystems Bibliothek. Ebenso wenig überraschend sind die im Anschluss an diese These formulierten Einzelergebnisse der Studie: Um zu erkennen, an welchen Stellen öffentlichkeitswirksame Aktivitäten zu erfolgen haben, sollte bibliotheksspezifische Öffentlichkeitsarbeit die Beziehungen zwischen der Bibliothek und ihrer Umwelt beobachten und analysieren. Dabei seien die bibliotheksrelevanten Umweltsysteme im Bereich der Erziehung, Wissenschaft und Wirtschaft, der Politik und Verwaltung, dem Informationssektor und in den Menschen, die in der Bibliothek arbeiten, zu suchen. Insbesondere käme es darauf an, dabei Personen und Institutionen zu identifizieren, die die Interessen der Bibliothek vertreten und ihrem Erhalt dienen. Eine Hauptaufgabe bibliotheksspezifischer Öffentlichkeitsarbeit sei es, die Informationserwartungen dieser Umweltsysteme zu sondieren und darauf durch entsprechende bibliotheksrelevante Informationsangebote zu reagieren. Ferner seien für den Transport dieser Informationsangebote geeignete Mitteilungsformen zu wählen und die Inhalte an den Regeln und Werten der Adressaten zu orientieren. Schließlich sei eine Erfolgskontrolle durch die Beobachtung der Adressaten der öffentlichkeitswirksamen Maßnahmen wichtig.

Jedoch belässt es die Autorin nicht dabei, diese recht allgemeinen Forderungen aufzustellen, sondern sie verweist auch auf die konkreten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit: Hier nennt Schmidt etwa die Selbstbeobachtung der Bibliotheken, insbesondere ihrer internen Kommunikationsprozesse. Auch die geforderte explizite Verankerung der Öffentlichkeitsarbeit als Kernaufgabe in der Organisation der Bibliothek ist unverzichtbar, um die interne Transparenz und Akzeptanz der öffentlichkeitswirksamen Maßnahmen zu erhöhen und damit auch ihre Wirkung nach außen zu verstärken. Dagegen fehlt der Hinweis darauf, dass Öffentlichkeitsarbeit nicht nur im dafür ausgewiesenen Referat stattfindet, sondern an jedem Arbeitsplatz der Bibliothek, an dem Serviceleistungen erbracht werden. Das Schicksal der Bibliotheken wird in Zukunft ganz wesentlich davon abhängen, ob sie diese Aufgabe akzeptieren und praktisch wahrnehmen.

Ein zentrales Problem der vorgestellten Studie liegt im Unterlaufen von Fragestellungen, die für die Öffentlichkeitsarbeit in Bibliotheken von grundlegender Relevanz sind. Dazu zählt etwa die Frage, welche Arten von Veranstaltungen sinnvolle Formen der Öffentlichkeitsarbeit von Bibliotheken sind. Hierzu heißt es bei Schmidt lediglich, dass Veranstaltungen bibliotheksrelevante Informa-

tionen an ausgewählte Zielgruppen transportieren müssten. Diese Funktion erfüllten jedoch auch Kulturveranstaltungen, in denen nicht explizit Bibliothekarisches thematisiert werde, sofern diese Veranstaltungen implizit bestimmte Interessen und Leistungen der Bibliothek vermittelten (S. 250). Was aber sind genau „bibliotheksrelevante Informationen“? Und wie vermittelt man im Rahmen von Kulturveranstaltungen „implizit“ die Leistungen der Bibliothek? Was überhaupt sind spezifisch bibliothekarische Leistungen? Und wo liegt die Grenze zu den Leistungen anderer Bildungs- und Kultureinrichtungen? Ebenso sagt auch der praktische Rat, jede Bibliothek solle die Beziehungen zu den für ihre Existenz relevanten Bezugsgruppen analysieren, deren Erwartungen an die Bibliothek erkunden und diese dann in realisierbare Konzepte einfließen lassen (S. 253), nichts, was Öffentlichkeitsarbeiter nicht bereits wüssten. Doch woran erkennt man die – aktuell und potentiell – relevanten Bezugsgruppen im Einzelfall? Und anhand welcher Kriterien lassen sich realisierbare Konzepte identifizieren?

Diese Zurückhaltung bei der Auseinandersetzung mit den konkreten Schwierigkeiten der Öffentlichkeitsarbeit in Bibliotheken hat ihren Grund in der gewählten Methode der systemtheoretischen Beschreibung. Sie ermöglicht es zwar, wichtige Problembereiche zu identifizieren, eignet sich aufgrund ihrer extremen Abstraktheit und Allgemeinheit jedoch nicht für eine detaillierte Auseinandersetzung mit konkreten Aspekten dieses Tätigkeitsfeldes. An dieser Stelle wäre es Zeit, den gewählten theoretischen Rahmen zu verlassen und sich in die Niederungen der Alltagspraxis zu begeben.

Anschrift der Rezensentin:

Dr. Inka Tappenbeck
Niedersächsische Staats-
und Universitätsbibliothek Göttingen
Referat für Öffentlichkeitsarbeit
Projekt CARMEN AP 2/5
Platz der Göttinger Sieben 1
D-37073 Göttingen
tappenbeck@mail.sub.uni-goettingen.de

Hilmar Tilgner: Lesegesellschaften an Mosel und Mittelrhein im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Aufklärung im Kurfürstentum Trier; mit 19 Tabellen. Stuttgart: Steiner, 2001. XIII, 546 S. (Geschichtliche Landeskunde; Bd. 52) – ISBN 4-515-06945-3

Als 1972 im Archiv für Geschichte des Buchwesens die umfangreiche Untersuchung „Lesegesellschaften im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Lesergeschichte“ von Marlies Prüsener veröffentlicht wurde, erhielt die Erforschung der Lesegesellschaften lang nachwirkende Impulse¹. Durch neue Forschungsinteressen sowohl in der Literaturwissenschaft als auch in der Buchwissenschaft war die Zeit dafür gewissermaßen reif. Diese

1 Archiv für Geschichte des Buchwesens 13 (1972) S. 370-594. Auch als Sonderdruck Frankfurt am Main 1972 erschienen.

Feststellung trifft im übrigen auch auf die Beschäftigung mit der Geschichte der Leihbibliotheken zu. Verdienstvolle Arbeiten wie die von Karl Ruckstuhl „Geschichte der Lese- und Erholungsgesellschaft in Bonn“ oder von Karl-Heinz Pröve „Von der ersten Lesegesellschaft zur Stadtbücherei. Ein Kapitel Würzburger Kulturgeschichte“ kamen offenbar zu früh und haben diese Wirkung noch nicht gehabt².

Im selben Jahr wie Prüseners Untersuchung erschien auch eine Studie aus amerikanischer Sicht aus der Feder von Barney M. Milstein³. In Deutschland vermittelten in der Folge die Beiträge von Otto Dann wichtige Erkenntnisse und weitere Anstöße.

Diese und andere „Hintergrundinformationen“ liefert das einleitende Kapitel „Forschungsstand, Erkenntnisziele und Methoden“ der Publikation Hilmar Tilgners, die bereits 1995 von der Johann-Gutenberg-Universität Mainz als Dissertation angenommen worden ist und für die der Autor 1997 auch einen Preis der Universität erhalten hat. Das Kapitel belegt zugleich, dass Tilgner zwar eine regionalgeschichtlich ausgerichtete Fallstudie in den Mittelpunkt rückt, sein erkenntnisleitendes Interesse aber weit darüber hinaus geht. Methodisch vertritt er einen „positionsanalytischen Ansatz“, der die Lesegesellschaften als eine Institution, „als Bewegungszentrum und Kristallisationspunkt der Aufklärung ‚vor Ort‘ zu fassen sucht“. Lokale und regionale Gegebenheiten, bürgerliche Öffentlichkeit, landesgeschichtliche Bedeutung sind weitere vom Verfasser genannte Bezugspunkte, die hier als Schlagwörter charakterisierend angeführt werden können. Die landesgeschichtliche Bedeutung wird deutlich, da nicht nur die Lesegesellschaft in Trier sondern auch die in Koblenz behandelt wird, in der zweitwichtigsten Stadt des Kurstaates, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Funktion der eigentlichen Residenzstadt übernommen hatte. Die Publikation innerhalb der Reihe „Geschichtliche Landeskunde“ der Universität Mainz ist daher durchaus gerechtfertigt.

Hervorzuheben ist auch, dass mit Trier nunmehr die vermutlich wichtigste Institution am Mittelrhein neben Bonn und Mainz ihre monografische Darstellung gefunden hat.

Ihre Gründung bzw. Eröffnung am 1. Januar 1784 ist direkt auf das am 1. Januar 1782 eröffnete Mainzer Vorbild zurückzuführen; mit Mainz hat sie auch das politische Interesse gemeinsam, das letztlich 1793 zu ihrer Aufhebung geführt hat. Tilgner widmet diesem Aspekt ein eigenes Kapitel, in dem er die Lesegesellschaft geradezu als „politisches Informationszentrum“ klassifiziert.

Dass Trier die Darstellung vor Koblenz dominiert (etwa 300 gegenüber 50 Seiten) hat objektive Gründe. Während Trier von der exzellenten Quellenlage her zu den am besten fassbaren Einrichtungen zählt, ist die Geschichte der Koblenzer Lesegesellschaft archivalisch nicht annähernd so gut dokumentiert. Tilgner hat sie, wie er ausdrücklich betont, „vor allem der Abrundung des Gesamtbildes“ wegen mit einbezogen.

Die reiche archivalische Überlieferung für Trier erlaubt es, nicht nur die Organisationsformen detailliert darzustellen, sondern auch Bibliothek und Ausleihe sehr eingehend zu analysieren. Von ganz besonderer Bedeutung ist jedoch, dass das Mitgliederverzeichnis erhalten geblieben ist. Tilgner konnte somit den Mitgliederstand fast vollständig rekonstruieren und in einem prosopo-

grafischen Abschnitt die besonders wichtigen Mitgliedergruppen in ihrer individuellen Zusammensetzung beschreiben. Nicht im selben Umfang, aber nicht minder interessant wird auch das Gästeverzeichnis ausgewertet.

Die politische, soziale, sowohl lokale als auch regionale Einbettung der Lesegesellschaft werden in Kapiteln deutlich, die sich mit ihrer Stellung im kurtrierischen Herrschaftsgefüge und im sozialen Beziehungsgeflecht vom Kurfürstentum und Stadt befassen, mit den Verbindungen zu anderen aufklärerischen Vereinigungen und mit den Konflikten mit dem Generalvikariat und der Landesregierung, die letztlich ihre Auflösung heraufbeschworen haben.

Von den, wie schon bemerkt, wesentlich knapperen Ausführungen zu Koblenz verdient hervorgehoben zu werden, dass hier die Gründung der vom Kurfürst Clemens Wenzeslaus 1779 beschlossenen „öffentlichen Bibliothek“ und ihre Verbindung zur Lesegesellschaft thematisiert wird.

In den Anhängen beide Lesegesellschaften betreffend ist eine Auswahl von Dokumenten und Materialien abgedruckt: Statuten, landesherrliche Reskripte, Briefe, Übersichten usw. In den Text eingefügt sind 21 Tabellen. Fünfzig Seiten Quellen- und Literaturverzeichnis mögen als selbstverständlich gelten, sollen aber trotzdem nicht unerwähnt bleiben. Schließlich ist noch das sorgfältig erstellte Orts- und Personenregister zu nennen.

Auch wenn, wie der Autor feststellt, die Trierer Lesegesellschaft „keine offene Außenwirkung“ wie etwa die Bonner gehabt hat, da sie nicht wie diese erklärtermaßen „für die Ausbreitung der Aufklärung aktiv werden“ wollte, besitzt die Studie ihre wissenschaftliche Bedeutung: Die Lesegesellschaft war Teil des politischen und sozialen Systems, in einer „institutionellen und personellen Verflechtung,“ und übte in diesem Zusammenhang geistigen Einfluss in einem geistlichen Staat des alten Reiches entsprechend ihren Möglichkeiten aus, in dem sie „modernes“ Gedankengut, nämlich die Ideen der Aufklärung, rezipierte, diskutierte und unter ihren Mitgliedern weiter verbreitete.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Peter Vodosek
Hochschule der Medien
Wolframstr. 32
D-70191 Stuttgart

2 In: Bonner Geschichtsblätter 15 (1961) S. 26-180; Würzburg 1967 (= Mainfränkische Hefte; 48).

3 Barney M. Milstein: Eight Eighteenth Century Reading Societies. Bern und Frankfurt 1972 (= German Studies in America; 11).